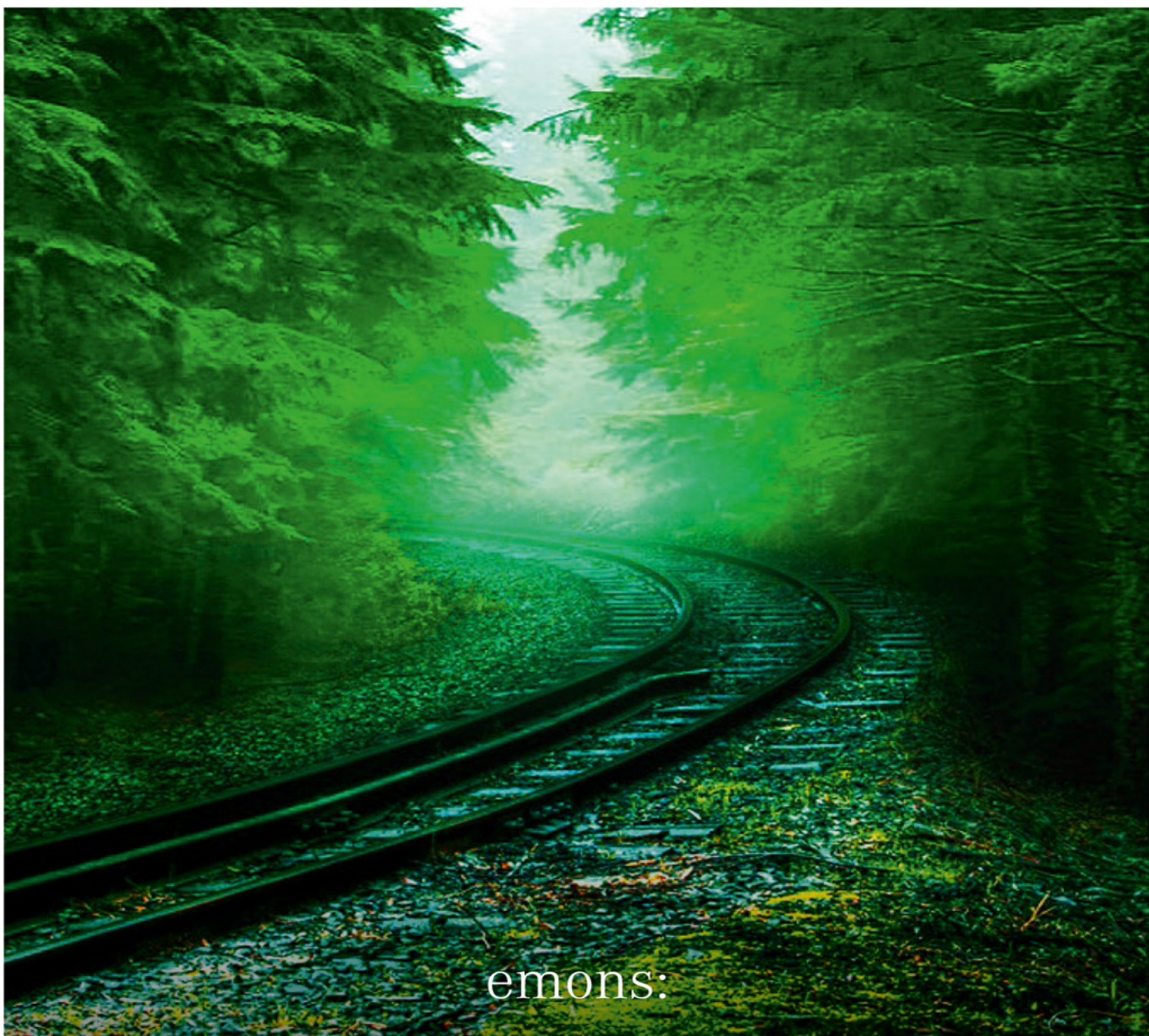




GÜNTHER PFEIFER

ENDSTATION WALDVIERTEL

Kriminalroman



emons:



GÜNTHER PFEIFER

ENDSTATION WALDVIERTEL

Kriminalroman



emons:

Günther Pfeifer wurde in Hollabrunn geboren, lernte ein Handwerk und war Berufssoldat. Er schreibt für Magazine, außerdem Theaterstücke und Kriminalromane. Günther Pfeifer lebt in Grund, einem kleinen Dorf im Weinviertel.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2021 Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Vladimir163rus/Pixabay.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Lektorat: Lothar Strüh

E-Book-Erstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-96041-734-7

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Gewidmet allen Aktivisten, Mitgliedern,
Sponsoren und sonstigen Unterstützern des Waldviertler Schmalspurbahnvereins (WSV).
Möge der Wackelsteinexpress noch lange fahren.

Endstation Mexiko

Als er zu sich kam, herrschte ringsum absolute Finsternis. Es war laut, unglaublich laut. Als ob ein Sturm brausen würde, dazu kam ein gewaltiges Stampfen und Rattern und Zischen. Alles um ihn herum vibrierte, schwankte, hüpfte, schlingerte. Und er mit, als wäre er mit dem Boden verwachsen. Der Lärm nahm zu. Dann kamen die Schreie.

Mit einem Mal verlangsamte sich die Fahrt extrem, die Bremsen kreischten, und bald darauf kam der Zug mit einem mächtigen Ruck zum Stehen. Die Kinder reckten die Hälse aus den Fenstern, und einige beugten sich über die schwarzen Geländer der Plattformen zwischen den Waggonen, um zu sehen, was passiert war. Vorne stampfte die Lok verhalten am Stand weiter, ließ zischend Dampf ab und stieß kleine Rauchwölkchen aus. Unter den jugendlichen Spähern, den immer besorgten Eltern und den sonstigen Eisenbahnfreunden begann sogleich die ebenso eifrige wie lautstarke Ursachenforschung.

»Was ist los?«

»Ich weiß nicht – ich seh nix.«

»Ist da eine Station?«

»Ich seh nix!«

»Wieso sind wir stehen geblieben?«

»Ich weiß nicht!«

»Vielleicht ist was passiert! Vielleicht ist uns ein Reh reingelaufen!«

Wie auf Kommando zückten alle ab dem Alter von sechs Jahren aufwärts die Handys und stürmten in Richtung der Ausgänge. Die Profis, die statt der handlichen Telefone ihre Spiegelreflexmonstren in Anschlag gebracht hatten, begannen fluchend die 300er Teles abzunehmen und wühlten in ihren

Fototaschen nach 18-55ern für den Nahbereich. Bei einem vom Zug fein filetierten Reh ist ein 300er völlig fehl am Platz.

Dabei war die Reh-Hypothese mehr als gewagt. Die Dampflokomotive 298.207, von Bedienpersonal und Schmalspurbahnfreunden gerne salopp als Zweinullsiebener bezeichnet, kam unter Volldampf auf eine Höchstgeschwindigkeit von fünfunddreißig Kilometern pro Stunde. Mit fast vollem Wassertank, gut gefülltem Tender und den fünf Waggonen schaffte sie die Steigung im Langegger Wald mit gerade einmal zwanzig Kilometern pro Stunde. Dieses Tempo entspricht dem eines Durchschnittsradfahrers, wenn er ein wenig engagierter in die Pedale tritt. Ein von solch einem Zug erwischtes Reh hätte also überaus langsam, ja geradezu gebrechlich sein müssen und außerdem schwerhörig, da die Zweinullsiebener bergauf einen Höllenlärm machte und kilometerweit zu vernehmen war. Aber möglicherweise war das Tier ja auch depressiv und hatte Suizidabsichten gehegt.

»Nicht aussteigen, da gibt's keine Haltestelle!«

»Aber da steigt einer aus!«

»Das ist der Heizer, der sieht nach, was los ist.«

»Wo ist das Reh?«

»Ich weiß nicht, ich seh nichts.«

»Der geht in den Wald.«

»Mama, geht der Mann Lulu?«

»Vielleicht ist das Reh nur verletzt und in den Wald gelaufen ...«

»So ein Blödsinn, wenn der Zug drüber ist, dann ist das nur mehr Rehglasch, und zwar unter dem dritten oder vierten Waggon.«

»Er kommt wieder!«

»Mit einem Reh?«

»Nein, mit einem Schwammerl! Der hat ein Superschwammerl gefunden!«

»Haha, ein Wahnsinn, wir sind wegen einem Schwammerl stehen geblieben. Dabei hängt doch auf der Plattform ein Schild: ›Aussteigen und Schwammerl brocken während der Fahrt verboten¹.«

»Er ist eh nicht während der Fahrt ausgestiegen, wir sind eh stehen geblieben.«

»Haha, diese Waldviertler!«

»Papa, darf ich auch Schwammerl suchen gehen?«

»Nein, setz dich jetzt wieder nieder, wir fahren sicher gleich.«

Als schließlich alle Kinder eingesammelt, alle Fotos geschossen und alle Sprüche losgelassen worden waren, piff der Schaffner in seiner schmucken Uniform durchdringend, rief: »Bitte alle einsteigen, Zug fährt ab.«

Der Heizer stieg auf die Lok, hielt triumphierend nochmals den Pilz in die Höhe, dann piff die Lok und setzte sich unter größten Anstrengungen wieder in Bewegung. Planmäßig gab Paschinger gleich am Anfang Volldampf, und die Räder der Lok drehten durch. Der Zug kam nicht von der Stelle. Die Videomacher hätten wer weiß was dafür gegeben, die durchdrehenden Räder von der Seite zu filmen. Schließlich schob der Zug unter dem Gejohle der Kinder fast zwei Kilometer zurück, bis die Steigung moderater wurde, nahm Anlauf und donnerte schließlich erfolgreich durch den Langegger Wald hinauf. Die Leute lachten, und etliche begaben sich in das »Waldviertler Jausenwagerl«, um die Sondereinlage gebührend zu feiern.

Auf dem Führerstand der Lok grinsten sich der Heizer und sein Chef an.

»Wo hat er denn das Prachtexemplar her?«, schrie Paschinger, der Lokführer, um sich gegen den Lärm der jetzt unter Volldampf stehenden Lok durchzusetzen.

»Keine Ahnung! Sicher wieder aus irgendeinem Supermarkt, und die kriegen sie wahrscheinlich aus Serbien«, gab der Huber Hans zurück und begann Kohle in das hungrige Maul der Feuerbüchse zu schaufeln. Mittlerweile hatte der Zug schon wieder auf fast zwanzig Kilometer in der Stunde beschleunigt.

»Irgendwann einmal kriegt er auch im Supermarkt keine, und dann kann er eines aus Plastik aufstellen«, prophezeite Paschinger und kontrollierte routiniert den Kesseldruck.

Diese Befürchtung kam nicht von ungefähr. Seit vor vielen Jahren einmal ein riesenhafter Steinpilz neben der Strecke förmlich darum gebettelt hatte, mitgenommen zu werden, war das »zufällige« Erblicken eines Schwammerls und die gekonnt inszenierte Bergung desselben ein sorgfältig gepflegtes Highlight jeder Ausfahrt.

Leider war nicht jedes Jahr ein Schwammerljahr, und in den schon seit Jahren viel zu heißen und zu trockenen Ferienmonaten Juli und August war auch im sonst so schwammerlreichen Waldviertel nicht einmal die Chance auf verkümmerte Eierschwammerl, von Steinpilzen ganz zu schweigen. Um dennoch nicht auf die Einlage verzichten zu müssen, hatte man vereinsintern beschlossen, dass bei jeder Fahrt ein Schwammerl zu verstecken sei.

Zunächst war jedes Vereinsmitglied einmal drangekommen, in letzter Zeit war es fast nur Hannes Dangl, dem der Arzt Bewegung und viel frische Luft verordnet hatte, der die »Zufallsfunde« aus irgendeinem Supermarkt besorgte und vor jeder Fahrt versteckte.

»Plastikschwammerl sind stillos«, brüllte der Huber Hans über das Fauchen der Lok dem Lokführer zu. »Wenn uns da wer draufkommt, ist das ein Imageschaden, das können wir nicht brauchen.«

Wie immer wusste der G'schaftlhuber etwas zum Thema zu sagen, wie er eigentlich zu jedem Thema etwas zu sagen wusste. Er kümmerte sich zwar um vieles, wovon sich andere drückten, aber manchmal konnte er einem mit seiner Art doch ziemlich auf die Nerven gehen.

Der Lokführer kam nicht mehr dazu, zu antworten. Und die Fahrgäste, die sich im Speisewagen darüber unterhielten, dass der Zug laut Fahrplan bald nach »Mexiko« käme, hatten ein gemeinsames Déjà-vu²-Erlebnis:

Mit einem Mal verlangsamte sich die Fahrt extrem, die Bremsen kreischten, und bald darauf kam der Zug mit einem mächtigen Ruck zum Stehen. Die Kinder reckten die Hälse aus den Fenstern, und einige beugten sich über die schwarzen Geländer der Plattformen zwischen den Waggonen, um zu sehen, was passiert war. Vorne stampfte die Lok verhalten am Stand weiter, ließ zischend Dampf ab und stieß kleine Rauchwölkchen aus. Unter den jugendlichen Spähern, den sofort besorgten Eltern und den sonstigen Eisenbahnfreunden begann sogleich die ebenso eifrige wie lautstarke Ursachenforschung.

»Was is jetzt los?«

»Is was passiert, Luise?«

»Glaub ich nicht.«

»Vielleicht jetzt ein Reh?«

- »Geh, sicher nicht!«
- »Na, hat er wieder ein Schwammerl entdeckt, der Heizer?«
- »Oder is es doch ein Reh?«
- »Kannst du was sehen, Peter?«
- »Schau einmal vor, Valerie!«
- »Verdammt, jetzt hab ich gerade das 28-55er wieder eingepackt!«
- »Komm schnell da weg, Lotte!«
- »Geh, wieso, sie soll doch auch –«
- »Und wenn es doch ein Reh ist?«
- »Moritz, siehst du was?«

Aber Moritz sah nichts, und es war auch kein Reh gewesen. Leider auch kein Schwammerl.

Vorne auf der Lok starrten sich Paschinger und Huber leichenblass an. Die Notbremsung war das eine gewesen, aber jetzt abzustiegen und nachzusehen, ob das, was man vor sich gesehen hatte und das sich jetzt unter dem vierten Waggon befinden musste, tatsächlich das war, was man befürchtete – das war noch mal eine andere Sache. Und natürlich dachten sie an die Leute hinten im Zug!

»Die Leut, die Leut müssen drinnenbleiben«, krächzte Paschinger. Huber Hans nickte.

»Am besten, sie schauen auch nicht aus dem Fenster oder von der Plattform, da sind ja Kinder dabei!«

Huber Hans nickte nochmals, aber dann sagte er: »Das kannst ihnen schlecht verbieten, umso neugieriger sind sie, und dann steigen sie vielleicht erst recht aus.«

»Was ist los?« Auf der Leiter, die zum Lokführerstand hinaufging, tauchte Ableidinger auf, der heute Schaffner war.

»Ich glaub, da ist einer gelegen.«

»Was? Auf den Schienen?«

»Ja. Nach der Kurve. Keine Chance zum Stehenbleiben. Ich hab eh gleich gebremst, aber –«

»Scheiße!«

»Ja.«

»Wieso liegt da wer?«

»Keine Ahnung, wir haben den ja nur drei, vier Sekunden gesehen. Vielleicht ... vielleicht war's ja eh nix.«

»Nix?«

»Na«, übte Huber sich in Zweckoptimismus, »vielleicht war das nur eine Puppe, verstehst du, ein Lausbubenstreich oder so ...«

»Nein.« Paschinger murmelte vor sich hin, durch das Zischen der Lok war er kaum zu verstehen, »das war schon das, wonach es ausgesehen hat. Ein Mensch. Das hab ich ... bei so was täuscht man sich nicht.«

»Glaubst du, ein Selbstmörder?«

»Ich weiß nicht. Was machen wir? Einer muss nachschauen. Hast du was gesehen, wie du vorgekommen bist?«

Ableidinger schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin ja vom ersten Waggon abgestiegen. Wenn es so ist, wie ihr sagt, dann liegt er ja weiter hinten, oder?«

Paschinger setzte sich auf den Boden, zog die Knie an und verbarg sein Gesicht in den Händen. Huber Hans holte geistesgegenwärtig seine alte Feldflasche mit kaltem Pfefferminztee hervor und gab sie dem Lokführer. Während der trank und sich hoffentlich bald wieder unter Kontrolle hatte, ergriff Ableidinger die Initiative.

»Ich geh durch die Wagen und sage, dass wir ein kleines technisches Problem haben und die Leute doch bitte sitzen bleiben sollen. Währenddessen schaust du nach, okay?«

Huber nickte. »Wir treffen uns am Zugende«, setzte er noch hinzu.

»Halt die Stellung, Peter«, sagte er zu Paschinger, der den Tee mittlerweile ausgetrunken hatte, »bleib da ruhig sitzen und atme tief durch, ich komme dann und erzähl dir, wie es ausschaut.«

Dann stieg er hinter Ableidinger die Leiter hinab, und während dieser durch den Zug marschierte und das Märchen vom kleinen technischen Defekt verbreitete, sah er unter den Waggonen nach. Er konnte nicht verhindern, dass er immer langsamer wurde, je weiter er nach hinten gelangte. Über ihm beugten sich die Kinder aus den Fenstern, und er

überlegte fieberhaft, wie er sie dazu bringen konnte, sich hinzusetzen. Den meisten war langweilig, und das taten sie auch lauthals kund. Ein Zug, der nicht fährt, ist nur halb so lustig. Bestenfalls.

»Ich seh, ich seh was, was du nicht siehst, und das ist ... rot.«

»Ist es im Waggon oder draußen?«

»Draußen.«

»Ist es der Stein dort neben dem Schild?«

»Nein.«

»Ist es ... aber da ist nichts Rotes mehr draußen.«

»Doch.«

»Ich seh nichts.«

»Doch! Dort!«

Huber, der auch in die angezeigte Richtung geschaut hatte, erstarrte. Dann stürzte er geistesgegenwärtig vorwärts, hob den blutigen Kopf auf und verbarg ihn unter seiner Arbeitsjacke.

Frau Wirtin

Das Wirtshaus »Zur Liesl« war keineswegs das größte in Heidenreichstein. Übrigens auch nicht das modernste. Und eigentlich auch nicht das populärste. Hochzeiten, Taufen, Firmungen – kurz Feiern aller Art – wurden hier nicht abgehalten. Dazu fehlten die Räumlichkeiten, das Personal, vor allem aber der – ähm – Glamourfaktor, den junge Brautleute ihren meist im SUV vorfahrenden Freunden gerne bei der sogenannten »Location« präsentieren. Allerdings stimmt es auch nicht ganz, dass gar keine Feiern hier abgehalten wurden. »Die Schmalspurfreunde«, der örtliche Trägerverein des Schmalspurbahnbetriebes im Bereich Heidenreichstein–Alt-Nagelberg (und retour), hielten hier alljährlich die Generalversammlung, die Weihnachtsfeier und ein Treffen zum Saisonbeginn ab. Bei solchen Gelegenheiten wurde der alte Saal aufgesperrt und im Winter drei Tage vorgeheizt.

Ansonsten war die Wirtin nicht gewillt, irgendwelche Extratouren zu machen. »Das zahlt sich nicht aus« war eine ihrer Lieblingsantworten, wenn ein übereifriger selbst ernannter Ratgeber ihr wieder einmal vorschlug, was sie alles modernisieren, verbessern und ausbauen könnte.

Sie hatte vor einigen Jahren die Toiletten auf den neuesten Stand gebracht, hatte in der Küche allerlei elektrische Helferlein einbauen lassen, aber Gaststube, Extrazimmer und der (ziemlich kleine) Saal sahen noch genauso aus wie in den 1960ern. Holzboden, Holzlamperie, Holzverkleidung der Schank und der Kühlgeräte – ein nikotingelber Anstrich aus Ölfarbe und solide Tische samt ebensolchen Eckbänken.

Es gab keine Spielautomaten, keine Jukebox, keine »Happy Hour«, somit lag der Altersschnitt der Gäste bei deutlich über fünfzig. Es gab zwei Biersorten (eine vom Fass und eine in der Flasche), roten und weißen Schankwein (sonst keinen), Cola und ein Himbeerkracherl sowie Mineralwasser. Kaffee und Tee (schwarz, Pfefferminz oder Hagebutte) rundeten dieses überreiche Getränkeangebot ab. Im Winter ließ sich die

Wirtin dazu überreden, STROH-Inländer-Rum für den Tee ins Angebot aufzunehmen. Ansonsten schenkte sie ein paar selbst gebrannte und unter der Schank versteckte Schnäpse aus und am Finanzamt vorbei. Sonstige Spirituosen gab es nicht. Essen à la carte gab es schon gar nicht (von Toast und Frankfurter abgesehen). Denn zum Essen gab es genau das, was es zum Essen gab³. Liesl Lang beschloss es am Vorabend, schrieb es vor dem Schlafengehen auf die schwarze Tafel vor ihrem Wirtshaus und konnte sicher sein, dass am nächsten Mittag die Gaststube voll war.

Denn egal, was die Wirtin kochte – es war hervorragend. Liesl Lang war einfach eine verdammt gute Köchin, und dass sie hauptsächlich sogenannte Hausmannskost und Waldviertler Spezialitäten zubereitete, schmälerte den Genuss keineswegs. Das sprach sich herum. Etliche Jahre lang waren Spione aus Gasthöfen, Hotels, Golfresorts und sonstigen Tourismus-Hotspots in das kleine Wirtshaus gekommen, hatten die Nase ob des Angebotes, der Ausstattung, des Zustandes der Gaststube und eines halben Dutzends anderer »unverzeihlicher Fehler« beim Führen eines Gastronomiebetriebes gerümpft und bei sich gedacht, dass sie den Weg umsonst gemacht hatten.

Dann hatten sie gegessen.

Dann hatten sie nachgedacht.

Dann hatten sie der Wirtin ein Angebot gemacht, das diese nicht ablehnen konnte. Ganz bestimmt nicht. Niemals! Keine halbwegs vernünftige Inhaberin einer Bruchbude wie dem Wirtshaus »Zur Liesl« konnte ein Angebot ablehnen, das sie plötzlich zur Chefköchin des Golfresorts »Waldviertel Royal« machte. Ebenso wie niemand die Stellung des Chefkoches im Hotel »Imperial Waldviertel« ablehnte.

Liesl Lang lehnte ab.

»Entschuldigung, Frau Lang, die Summe, die ich Ihnen genannt habe, die haben Sie aber schon verstanden, gell? Und das war netto, das heißt bar auf die Hand, vierzehn Mal im Jahr, gell!«

»Ja, hab ich verstanden.«

»Entschuldigung, dann hab ich etwas nicht verstanden, gell. Was spricht dagegen, dass Sie nächste Woche die Bruchb– Ihr Gasthaus zusperren und zu uns kommen, Frau Lang?«

»Ich will nicht.«

»Oh!«

Nach einigen Monaten hatte sich auch das herumgesprochen, und es wurden keine lukrativen Stellenangebote mehr an die Wirtin herangetragen. Auch den wohlmeinenden Rat vieler Bekannter und Gäste, doch ein Kochbuch zu schreiben, befolgte sie nicht.

»Da bin ich mein eigener Herr, da schafft mir keiner was an, und zum Leben hab ich genug, mir geht nichts ab, alles andere zahlt sich nicht aus«, wie sie ihren Stammgästen versicherte.

Apropos Stammgäste, dies waren zumeist ältere, alleinstehende Herren, die es gewohnt waren, dass sie ihr Mittagsmahl pünktlich um zwölf bekamen, alles andere hätte eine gefährliche Abweichung von der Routine bedeutet und wäre einer mittleren Krise gleichgekommen.

»Ihr Alten brauchts eure Rituale wie die kleinen Kinder. Gott sei Dank muss ich mich nur darum kümmern, dass ihr anständig essts, und mir nicht auch noch den Zirkus antun, euch ins Bett zu bringen«, pflegte die Wirtin zu seufzen, wenn wieder einmal ein Stammgast eine Abweichung von der Norm bekittelte. Natürlich wurde daraufhin in der Runde gejoht und gepfiffen, und viele der alten Herren schwangen sich zu ungekannten Höhen der Verbalerotik auf.

Liesl Lang war zwar bereits »in reiferen Jahren«, hatte aber eine durchaus anregende Ausstrahlung und verfügte nebenbei über einen sehr weiblich gerundeten Körper. Kein Wunder also, dass sich die gute Frau immer wieder mit mehr oder weniger schmeichelhaften Komplimenten und Anträgen konfrontiert sah.

Aber die Liesl lehnte ab.

Die Jobangebote ebenso wie die Ehe-, Liebes- und zeitlich begrenzten Zärtlichkeitsangebote aller Art.

Die Liesl lehnte stets ab. Bei den Beziehungsangeboten übrigens mit einem ganz ähnlichen Wortlaut wie bei den Jobangeboten (und meist auch mit derselben Antwort des Abgewiesenen): »Ich will nicht.«

»Oh!«

Und auch die Erklärung für Stammgäste und sonstige Bekannte hörte sich verdächtig bekannt an.

»So bleib ich mein eigener Herr⁴, da schafft mir keiner was an, und zum Leben hab ich genug, mir geht nichts ab, alles andere zahlt sich nicht aus.«

So weit, so gut, aber Männerphantasien sind zwar äußerst vielfältig und gehen in alle möglichen Richtungen – nur in eine nicht: Für eine gesunde Männerphantasie ist der Gedanke, dass eine Frau – »noch dazu so ein Vollblutweib wie die Liesl« – keinen Mann haben/brauchen/wollen könnte, einfach nicht vorhanden. Also muss die Lösung woanders liegen, also muss es einen Mann geben, also weiß die Wirtin ihren Teilzeitsexualkameraden einfach nur sehr gut geheim zu halten und zu verstecken. Sehr durchtrieben, die Liesl. Und er, der Hund, natürlich auch. Aber hier sind die Männerphantasien dann doch wieder in ihrem Element, und weil ältere, alleinstehende Herren viel Zeit haben, begann man die Wirtin genau zu beobachten. Und weil Männerphantasien auch immer mit einer gehörigen Portion Eifersucht angereichert sind, begann man sich bei der Gelegenheit auch gleich gegenseitig zu beobachten.

Denn eines ist klar: Wenn eine Wirtin vormittags einkauft und dann ungefähr ab zehn kocht, damit das Essen pünktlich um zwölf auf den Tisch kommt, und wenn diese Wirtin dann am Nachmittag zwei, drei Stunden zu hat und am Abend ab fünf wieder offen, bis Mitternacht oder länger, und auch an ihrem Ruhetag manchmal in Heidenreichstein und Umgebung gesehen wird – dann kann diese Frau kein Verhältnis in, sagen wir, Linz oder Wien oder auch nur in Gmünd haben. Somit bleibt eigentlich nur ein Einheimischer, der ein falsches Spiel spielt. Abends sitzt er mit den anderen am Stammtisch, isst, trinkt, spielt Karten und rätselt in der Runde lautstark, wer es denn nun sei, der die Liesl glücklich macht – und hernach, wenn alle heimgegangen und die Fenster des Wirtshauses erloschen sind, schleicht er sich durch den Garten, um hinterher die halbe Nacht ... Oder sogar die ganze Nacht? Nein, sie waren doch alle nicht mehr die Jüngsten ... Also eher doch nur eine halbe Stunde mit der Wirtin herumzuturnen.

Eine Zeit lang war also das Heimgehen vom Wirtshaus eine komplizierte Angelegenheit. Man gähnte, murmelte etwas von einem harten Tag und

zahlte alsbald. Danach verließ man das Wirtshaus, um sich in sicherer Entfernung zu postieren. Nachdem fast alle Stammgäste dasselbe taten, waren die Verstecke in der Umgebung bald überfüllt. Man trat sich gegenseitig auf die Zehen und blieb unsicher: War dieser oder jener Zechkumpan nun deshalb nicht zur Liesl eingestiegen, weil man ihn »erwischt« hatte, oder wollte er tatsächlich auch nur beobachten? Nach ein paar Wochen wurden die erfolglosen nächtlichen Observationen langweilig, und die Männerphantasien beschränkten sich wieder auf das Naheliegende, sprich die körperlichen Vorzüge der Liesl und die eigene Leistungsfähigkeit, die man an den Tag legen würde, sollte sich die spröde Wirtin doch noch entschließen, und so weiter ...

Aber bleiben wir doch bei der eingangs erwähnten Routine, nach der das Essen pünktlich um zwölf auf dem Tisch steht. Das galt selbstverständlich auch am Sonntag, und wenn zwei, drei Portionen übrig blieben, dann konnten entweder Ausflügler, die sich am Nachmittag noch »Zur Liesl« verirrt, oder Stammgäste, die am Abend der Hunger packte, etwas abhaben. Wenn nichts überblieb, dann nicht. Aber für eines sorgte die Liesl immer: Die wackeren »Schmalspurfreunde«, die am Sonntag ihre Tour führen und vor lauter Vorheizen, Fahren, Erklären, Für-Fotos-Posieren, Remisenverschließen et cetera erst gegen Abend heimkamen und dann natürlich müde und hungrig waren – die bekamen immer etwas ab, denn deren Portionen waren schon reserviert und wurden niemals verkauft – und wenn der Bundespräsident persönlich bei der Liesl erschienen wäre.

Mit den Zugbesetzungen war erst nach sechs zu rechnen, bis dahin waren sie eingespannt, aber dann kämen sie so sicher wie das Amen im Gebet. Umso erstaunlicher war es, dass sich schon um eins der erste Schmalspurfreund blicken ließ.

»Hast du heute keinen Dienst gehabt? Habts ihr getauscht, oder was is los, dass du schon ins Wirtshaus darfst?«, fragte die Liesl den Eintretenden verwundert.

»Ich brauch an Schnaps«, antwortete Wadlegger, der eigentlich immer im Bahnhof werkelte und gar nicht gut aussah.

»Na, wenn's sein muss, muss's sein«, antwortete die Wirtin und schenkte ein. Wadlegger leerte das Glas und machte eine Geste, die »Mehr« bedeutete. »Es is was passiert«, sagte er und sah die Wirtin in stummer Verzweiflung an. Diese schenkte erneut ein und wartete ab, was kommen würde.

»Sie haben einen derführt⁵.«

»Was? Wer? Mit dem Zug derführt?«

»Ja. Tot.«

»Aber ... das gibt's doch nicht! Mit dem Zug kannst doch nicht einmal einen Schneck derführen. Wo is denn das passiert?«

»Vor Aalfang, der Huber Hans hat mich angerufen, vom Handy.«

Liesl Lang sah auf die Uhr. »Aber in Aalfang müssen s' ja schon um elf gewesen sein, jetzt ist es eins, was haben –«

»Es war eh um elf, wo sie ihn derführt haben. Eh um elf, aber dann haben sie erst einmal auf die Polizei warten müssen, und die haben dann den Habersam angerufen.«

»Warum denn den Habersam?«

»Na, weil der Busse hat. Die Polizei und der Ableidinger sind mit den Leuten aus dem Zug nach Mexiko gegangen, und dort hat sie der Habersam dann in den Bus eingeladen und zu uns am Bahnhof gebracht, die haben ja alle die Autos da stehen gehabt, und da hat der Habersam sie alle hergebracht, und jetzt sind sie alle heimgefahren oder was weiß ich wohin.«

»Na und die unseren? Der Huber, der Paschinger, der Ableidinger?« Kein Zweifel, wenn man Wirtin ist und seit jeher Weihnachtsfeier, Generalversammlung und Saisonauftakt der »Schmalspurfreunde« ausrichtet, dann kennt man den Verein, den Fahrplan und den Dienstplan der Akteure.

»Die sind alle noch beim Zug, weil die Polizei ja die Spuren sichern muss und weiß der Teufel.«

Der dritte Schnaps wurde eingeschenkt.

»Und wie ist das mit dem Derführten? Hat den wer gekannt?«

»Das war schwer, sagt der Huber Hans, weil ja die Lok und vier Waggons über den Körper drüber sind, aber das Ärgste ist, dass der mit dem Hals auf

der einen Schiene gelegen sein muss, und da hat's ihm den Schädel abgetrennt!«

»Geh, hör auf!«

»Ja, und der is ein paar Meter weiter weg gelegen, blutüberströmt, aber der Huber Hans sagt, trotzdem kann man irgendwie was erkennen, er meint, es könnt der Dangl Hannes sein!«

Und genau an dieser Stelle von Wadleggers Erzählung geschah das Unglaubliche. Liesl Lang, Inhaberin des Wirtshauses »Zur Liesl«, eine gestandene Frau Mitte fünfzig, seit Jahrzehnten an Herrenwitze, Stammtischgespräche und mehr oder weniger verhaltensauffällige Männer gewöhnt, stieß einen kleinen Schrei aus – und fiel mitten in der Wirtsstube in Ohnmacht.

Von dem Moment an brauchte die Männerphantasie vom Wadlegger natürlich keine Kapriolen mehr zu schlagen, um zu erraten, wer denn der geheime Liebhaber der Liesl war – Pardon, *gewesen* war.

Eine Seele von Mensch

Dieser Lärm! Er wollte sich die Ohren zuhalten, konnte sich aber nicht bewegen. Absolut nicht! War das ein Traum? Wo war er hier? Vor sich sah er nur Dunkelheit – nein, das stimmte nicht, es war Nacht, aber dennoch konnte er jetzt vor sich etwas erkennen. Gleise, Schwellen, Schotter – kein Zweifel, das war eine Bahntrasse. Schmalspur!

»Ich hab nicht nachgedacht, überhaupt nicht nachgedacht, einfach hin, den Schädel genommen, wie er war, und schwups unter die Jacke damit, gar nicht nachgedacht.«

»Na ja, das ist ja auch kein Wunder, dass du da nicht nachdenkst, und das war sicher besser, wie wenn da alle Leute ... und die Kinder vor allem!«

»Ja, eh, wahrscheinlich hab ich das eh instinktiv wegen der Kinder gemacht, damit die so was Grausliches nicht sehen müssen, aber instinktiv, verstehst du, gedacht hab ich das sicher nicht, das war – na ja, instinktiv wahrscheinlich.«

Huber Hans, der von schlecht gelaunten Zeitgenossen in Abwesenheit gerne »G'schaftlhuber« genannt wurde, wiederholte sich zum ungefähr achten Mal.

»Ja«, sagte Ableidinger, »aber der Polizei hat das Instinktive gar nicht gefallen. Die hätten ihr hören sollen! Gerade, dass sie ihn nicht verhaftet haben, den Hans.«

»Das kann ich mir vorstellen, das hört man ja eh immer wieder, bei solchen Sachen soll man nichts angreifen, alles so lassen, wie es ist, und so weiter, wegen der Spuren halt«, wusste Wadlegger, der unglaublich angespannt wirkte. Auch das war kein Wunder, einerseits wollte er natürlich von der Zugsbesatzung alle Details erfahren, andererseits suchte er nach einem Weg, den anderen sein spezielles Detail zu der Sache groß zu

präsentieren. Das war allerdings nicht ganz leicht, weil die Liesl Lang, mittlerweile wiederhergestellt, immer in der Nähe war, und auch wenn sie in der Küche verschwand, war die Zeit zu kurz, um der Runde genüsslich die Identität ihres mutmaßlichen – inzwischen leider verstorbenen – Liebhabers zu enthüllen.

»Und wie ich dann wieder vorne auf der Lok war und den Schädel abgelegt hab«, schilderte Huber zum wiederholten Male, »da traue ich mich erst gar nicht, dass ich ihn richtig anschau, aber ihr kennt das ja, irgendwie kann man dann doch nicht anders als hinschauen, und dann seh ich ...«, er nahm einen Stärkungsschluck und schüttelte den Kopf, »... dann seh ich, dass es der Dangl ist. Der Dangl! Ausgerechnet der Dangl!«

Liesl Lang verschwand in der Küche und rumorte mit den Töpfen. Als die örtliche Polizei und die Spurensicherung des LKA Niederösterreich die Reste des Opfers geborgen und weggeschafft, gefühlte tausend Fotos geschossen und Dutzende Zeugenaussagen aufgenommen hatten, war der Zug endlich freigegeben worden. Paschinger, der einen Schock erlitten hatte, konnte ihn allerdings nicht mehr nach Heidenreichstein steuern, er war zuerst von einem Arzt und dann von einer Psychologin des LKA betreut und mittlerweile zur Beobachtung ins Horner Krankenhaus eingeliefert worden. Huber hatte extra Koppensteiner angerufen, der auch die Prüfung hatte, und ihm die Lage erklärt. Dieser war dann schleunigst nach Mexiko gekommen – so hatten sie den Zug dann heimgebracht. Dann gemeinsam die Nachbereitung durchgeführt (eine Dampflokomotive dreht man nicht einfach ab und stellt sie in die Remise). Jetzt saßen praktisch alle »Schmalspurfreunde« bei der Liesl und besprachen den Unfall.

»Ein Unfall! Ich meine, ein unglaublicher, ein furchtbarer, aber ein Unfall! So was gibt es. Ein Unfall. Was willst du da machen?«

»Nichts kannst du da machen.«

»Gar nichts!«

»Eh. Gar nichts kannst du da machen.«

»Aber so ein Pech musst du einmal haben, dass du genau so auf die Gleise fällst, dass der Kopf so liegt, dass dir die Maschine den Kopf abtrennt. So ein Pech hast du nicht oft.«

»Das fängt ja schon damit an, dass du so ein Pech haben musst, dass du stolperst, oder sagen wir, dass dir schlecht wird, und du wirst ohnmächtig, und dann fällst du so deppert, dass dein Kopf genau –«

»Ich kann es mir überhaupt nur so vorstellen«, erklärte Ableidinger, »der Dangl hat sein Schwammerl versteckt, mit dem Fahrrad, wie immer. Und dann ist er gemütlich seine Runde fertig gefahren, und bei Mexiko hat er sich gedacht, da schaut er sich einmal die Gleise beim Waldausgang an. Ihr wissts doch, letzte Woche haben wir doch geredet, weil der Paschinger gesagt hat, da war so ein komisches Ruckeln. Und wir haben doch geredet, dass wir uns das bei Gelegenheit anschauen.«

»Stimmt«, sagte Koppensteiner.

»Ja«, nickte Huber Hans.

»Und da wird er halt ein Stück auf der Strecke gegangen sein, und dann – zack – wird ihm schlecht, und er fällt zusammen und – na ja«, schloss Ableidinger.

»Ausgerechnet der Dangl«, seufzte Biedermann. »Eine Seel von einem Menschen.«

»Ja, das war er«, bestätigte Huber.

»Stimmt.«

»Auf jeden Fall.«

»So isses.«

Mehr oder weniger beeilten sich alle, Biedermann beizupflichten. Aber anders als sonst üblich waren das keine Anstandsfloskeln nach dem Motto: »Über die Toten nichts Schlechtes«, Hannes Dangl war tatsächlich ein überaus beliebter Mann gewesen. Man würde weit gehen müssen, um jemand zu finden, der Dangl nicht gemocht hatte.

In jedem Verein gibt es Tausende Aufgaben zu erledigen. Bei den »Schmalspurfreunden« waren es noch mehr! Die Gleisanlagen mussten untersucht und gewartet werden, entlang dieser gehörte immer wieder abgeholzt, gemäht und am Unterbau Schotter aufgebracht. Die Zuggarnituren waren naturgemäß alt und anfällig, stets musste an den Waggons herumgeschraubt und gestrichen werden, ständig gab es etwas auszubessern, zu reparieren, zu reinigen und zu pflegen. Nicht zuletzt musste

der Fahrbetrieb organisiert und durchgeführt werden, dazu kamen dann unzählige administrative Aufgaben und Beziehungspflege zu Partnern und Sponsoren. Kurz, die Arbeit nahm kein Ende.

Und wie überall gab es natürlich besonders beliebte, weil prestigeträchtige Arbeiten. Eine der besten zum Beispiel war, bei den Fahrten als Schaffner zu agieren. Man war ein Star der Kinder, wenn man mit einer echten alten Schaffnerzange kleine Löcher in die Kartonkarten machte. Das war schön. Und wenn man die Kleinen dann auch in eine Karte zwicken ließ, erntete man manch dankbaren Blick einer feschen jungen Mutti, und das war fast noch schöner. Außerdem prestigeträchtig war es, als Heizer dabei zu sein, als Fahrdienstleiter den Zug abzufertigen, am Büfett zu arbeiten und als Techniker mit dem Hammer herumzugehen und prüfend gegen die Räder der Lokomotive zu schlagen. Der absolute Star jeder Ausfahrt war natürlich der Lokführer, das war klar. Meistfotografiert, meistbewundert und meistbeneidet, da waren die vielen Arbeitsstunden zur Restaurierung, Reparatur und Wartung der Maschine leicht vergessen.

Aber die vielen, vielen undankbaren Arbeiten! Die meisten im Winter, lange bevor die Saison losgeht. In kalten Garagen und Hütten, oft auch im Freien! Da ist es kein Wunder, dass der eine oder andere oft ein wenig mürrisch ist oder sich nach einiger Zeit wieder vom Verein verabschiedet.

Hannes Dangl aber war nicht so gewesen. Er hatte sich wirklich eingebracht und war sich für keine Arbeit zu schade gewesen. Hatte geputzt, geschrubbt, geholfen, wo er gebraucht wurde, und murrte auch nicht, wenn er wieder einmal nur »niedere« Hilfsdienste zugeschanzt bekam, statt in einer schmucken Schaffneruniform herumstolzieren zu dürfen.

Stets gut gelaunt, meistens breit grinsend, was er sich wegen seiner auffallend schönen Zähne auch im fortgeschrittenen Alter noch leisten konnte (manche Frauen behaupteten, er hätte geradezu ein Zahnpastawerbungslächeln), oft pfeifend und singend, hatte er immer alles gemacht, was gerade anfiel. Da er schon in Pension gewesen war, alleinstehend und viel Zeit hatte, waren seine Verdienste um die »Schmalspurfreunde« beträchtlich.

»Eine Seele von einem Menschen«, beteuerte Höller gerade wieder, und die anderen nickten.

»Und wie geht die Sache jetzt weiter, werden wir weiter fahren dürfen?«, fragte Biedermann niemand Bestimmten in der Runde.

»Hab ich schon gefragt«, antwortete Huber wie aus der Pistole geschossen. Natürlich! Er wäre nicht der Huber Hans gewesen, wenn er sich, Schock hin oder her, nicht sofort den ermittelnden Beamten vorgestellt und über den weiteren Fahrplan verhandelt hätte.

»Nachdem das ja nichts mit dem Zug zu tun gehabt hat, ich meine, mit einem technischen Gebrechen oder so, ist die Strecke nach dem Ende der Spurensicherung wieder freigegeben worden, und unserem Fahrbetrieb kommender Woche steht nichts im Wege. Ich meine, das klingt jetzt ein bisschen blöd, aber das Leben muss ja weitergehen. Es ist zwar furchtbar, was dem Dangl passiert ist, grade ihm, so einer Seele von einem Menschen, aber wir müssen ja auch an die Zukunft denken. An den Verein, an die Schmalspurbahn, an die Gäste, die Kinder. Nächste Woche fahren wir wieder!«

Ringsum wurde beifällig genickt. Dann fragte Biedermann: »Und der Paschinger? Wird der wieder?«

»Aber sicher«, antwortete Huber, »ganz sicher. Wirst sehen, in zwei Tagen ist er wieder auf dem Damm, und am Wochenende fahren wir wieder mit Dampf. Der lässt doch sein Baby nicht alleine.«

»Ich glaub auch«, bekräftigte Koppensteiner. »Alles wird wieder gut.«

»Nur der Hannes nicht«, ließ sich jetzt die Wirtin ein wenig heiser vernehmen.

»Nein, der nicht«, seufzte Ableidinger, der immer noch die Schaffneruniform trug. Eine Weile herrschte düsteres Schweigen. Dann stellte Biedermann die entscheidende Frage.

»Und wer wird uns jetzt die Schwammerl verstecken?«

Der Dolmetscher

Ungefähr vierundzwanzig Stunden nachdem die Schwammerlversteckproblematik im Wirtshaus erörtert worden war, fuhr ein Tesla Richtung Heidenreichstein. An Bord befand sich ein etwas ungleiches Paar, das sich seit einer guten halben Stunde durch hartnäckiges Schweigen auszeichnete. Die Frau am Steuer trug ein perfekt sitzendes, sündteures Businesskostüm (dunkelgrau mit hellgrauen Nadelstreifen), rote Pumps und dezente, deshalb aber um nichts preiswerteren Schmuck und eine Hochsteckfrisur. Zusammen mit der äußerst geschmackvollen Brille ergab das ein Outfit, das jeder Managerin zur Ehre gereicht hätte. Aber auch einer zukünftigen Polizeipräsidentin.

Genau das war übrigens auch das Ziel von Frau Dr. Philippa Limbach. Sie war im noblen Wiener Gemeindebezirk Döbling aufgewachsen, hatte mit Auszeichnung maturiert, ihr Jus-Studium in der Mindestzeit absolviert (Abschluss summa cum laude) und durchlief soeben den praktischen Teil der Polizeiarbeit beim LKA Niederösterreich als leitende Kriminalbeamtin. Ihre Beliebtheitswerte in der Kollegenschaft waren – nun ja – ausbaufähig. Sie selbst legte auch gar keinen großen Wert darauf, ein besonders herzliches Verhältnis zu irgendjemandem von der Dienststelle zu pflegen. Am allerwenigsten aber zu dem Mann neben ihr.

Dieser war ein paar Jahre jünger als sie, hatte eine strubbelige Frisur und war lässig, um nicht zu sagen nachlässig gekleidet. Turnschuhe, Jeans und ein T-Shirt ließen Andreas Hajdusic eher wie einen Schüler oder Studenten als wie einen Ermittler aussehen. Was den beiden allerdings gemeinsam war, war eine zutiefst herzliche Abneigung gegeneinander. Schon als die Limbach am frühen Abend aus der Bereitschaft zunächst ins LKA gerufen wurde und dort erfuhr, mit wem sie sich ins Waldviertel aufmachen sollte, hatte sie umgehend den niederösterreichischen Polizeichef angerufen.

»Nicht mit dem Trottel«, hatte sie gesagt.